



Predigt-Skizze zum Weltkirchlichen Sonntag des Gebets und der Solidarität mit den Leidtragenden der Corona-Pandemie am 6. September 2020

von Sr. M. Anna Schenck CJ (Augsburg)

Schrifttexte vom 23. Sonntag im Jahreskreis (A):

Röm 13,8–10 „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Mt 18,15–20 „Was auch immer zwei von euch auf Erden einmütig erbitten...“

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, so fasst der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer alle Gebote zusammen. „Wer den anderen liebt, hat das Gesetz erfüllt.“ Was heißt das konkret für uns? Was heißt das für uns in Zeiten, in denen uns täglich Nachrichten aus aller Welt erreichen, wie das Corona-Virus in diesem oder jenem Land wütet, Menschen an Covid-19 versterben, die Folgen der Pandemie zu akuter Hungersnot führen und Jahre der wirtschaftlichen Entwicklung ganzer Landstriche zunichtemachen?

Die Wirklichkeit wahrnehmen, wie sie ist

Wir leben in einer der größten Krisenzeiten unseres Landes seit dem Zweiten Weltkrieg mit gravierenden Auswirkungen auf unser Bildungswesen, unser gesellschaftliches Miteinander und unsere Wirtschaft, auch auf unser kirchliches Leben; einer Zeit, die Folgen für unser zukünftiges Zusammenleben haben wird. Wenn wir heute den Blick bewusst weiten auf die Situation und vor allem die Menschen weltweit, soll dies nicht dazu dienen, die Herausforderungen in unserem Land kleinzureden, frei nach dem Motto: „Stell dich nicht so an, den Menschen in Afrika geht es viel schlechter als dir.“ Nein, unser christlicher Glaube ermutigt uns, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist, aber auch Gottes Gegenwart in ihr wahrzunehmen und sie aus dieser Perspektive heraus zu gestalten.

Das gilt auch für die Situation in anderen Ländern. Täglich hören wir Nachrichten von steigenden Todeszahlen in einem bestimmten Land oder Kontinent, von der Not von Wanderarbeitern, die darauf angewiesen sind, jeden Tag irgendwo Arbeit zu finden, um ihre Familie zu ernähren, von Hungersnöten, die durch Krieg und gewaltsame Konflikte, durch Dürre und Heuschrecken, aber auch durch den Lockdown und seine Folgen verursacht werden,

von Kindern, die nicht mehr zur Schule gehen können und nun doch zu Kinderarbeit und auch Kinderheirat gezwungen werden. Menschen, die schon vorher in der Gefahr standen, Menschenhändlern zum Opfer zu fallen und ihre Freiheit zu verlieren, sind noch gefährdeter. Indigene Völker sind besonders von der Pandemie betroffen und beklagen viele Opfer – um nur einige Beispiele zu nennen.

Diese Nachrichten überfordern uns. Manchmal würden wir am liebsten nichts mehr davon hören. Manchmal ziehen diese Nachrichten zum einen Ohr rein und zum anderen wieder heraus. Das ist durchaus verständlich angesichts des vielen Leids. Aber Gleichgültigkeit ist ganz sicher nicht im Sinne Jesu. Wir sind aufgerufen, die Wirklichkeit wahrzunehmen, wie sie ist, auch wenn das sicher immer bruchstückhaft bleibt – und dazu gehört in diesen Tagen beinahe unerträgliches Leid in so vielen Ländern weltweit. Angesichts der Flut von Nachrichten kann es helfen, den einzelnen Menschen mit seinem konkreten Schicksal zu sehen und sich davon anrühren zu lassen. Die kirchlichen Hilfswerke stellen uns in diesen Wochen immer wieder Geschichten von konkreten Menschen vor. Die Berichte von unseren Projektpartnern können unmittelbare Eindrücke vermitteln.

Die Menschen müssen uns zum Nächsten werden, zu Menschen, deren Schicksal uns anrührt, und das werden sie nicht, wenn sie anonyme Zahlen bleiben – erst recht nicht, wenn wir im Fernsehen lieber weiterzappen, weil wir die viele Not nicht sehen möchten.

Wir sind aufgerufen, die Wirklichkeit wahrzunehmen, wie sie ist, nicht davor zu fliehen, weil wir nur so wirklich Anteil nehmen, Mitgefühl empfinden und schließlich im Geist Gottes darauf reagieren können.

Die Ohnmacht aushalten

Es gibt aber noch einen Grund, warum wir gerne wegschauen möchten, wenn wir vom Leid und der Not so vieler Menschen – oder auch eines einzelnen Menschen – erfahren: Das Gehörte löst in uns ein Gefühl der Ohnmacht aus. „Selbst wenn ich eine Million Euro hätte, könnte ich nicht all diesen Menschen beistehen“, so denken wir. „Auch wenn ich mein Leben hier ganz aufgeben würde, um den Menschen in Brasilien zu helfen, wäre das doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein.“ Zu unserem Glauben, zur Wahrnehmung der Realität gehört auch, uns einzugestehen, dass unsere Möglichkeiten begrenzt sind. „Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische, doch was ist das für so viele?“, hören wir in einem anderen Evangelium.

Die Ohnmacht geht aber noch tiefer. Wir regeln die Dinge am liebsten selbst. Unsere eigene Mächtigkeit wird hier in Frage gestellt. Wir lassen uns bewegen und anrühren vom Leid des anderen, aber dann können wir gefühlt nichts tun. Und weil dieses Gefühl der Ohnmacht so unerträglich erscheint, fliehen wir lieber in scheinbar sinnvolle Aktivität. Wir mögen die Erfahrung von Ohnmacht nicht – und doch gehört sie, wie auch das Leid, zu unserem Leben. An wen könnten wir uns da besser wenden als an den, der vor uns und für uns die Ohnmacht in aller Heftigkeit erfahren und ertragen hat: Jesus Christus, der in seiner Gefangenschaft, auf dem Weg ans Kreuz und schließlich am Kreuz immer mehr seiner machtvollen Möglichkeiten beraubt wurde. Die Erlösung durch Jesus Christus erfolgt nicht am Leid, am Unrecht, der

Gewalt, der Hoffnungslosigkeit, ja der Ohnmacht vorbei. Das neue Leben wird uns durch Christus geschenkt, nachdem er all dies für uns auf sich genommen und durchlitten hat.

Erst wenn wir unsere Gefühle von Ohnmacht annehmen, können wir auch wirklich echtes Mitgefühl mit den vielen, vielen Leidenden empfinden – können wir, wie uns der Apostel Paulus auffordert, den anderen lieben, ihn lieben wie uns selbst.

Ins Handeln kommen

Und was folgt dann daraus? Wie kommen wir vom Mitgefühl ins konkrete Handeln? Drei Fährten möchte ich heute aufzeigen:

Erstens, das Gebet: Wenn wir auch manchmal kaum etwas gegen die Übermacht des Leidens tun können, wenn wir selbst keine Ahnung haben, wie wir dem anderen beistehen können, wenn wir ratlos und ohnmächtig sind, eines geht immer: für den oder die andere zu beten. So sind wir auch heute aufgefordert, uns fürbittend an Gott zu wenden und um seine Nähe und seinen Beistand für die Leidenden zu flehen. Dabei handelt es sich auch nicht um ein verträöstendes Ausweichen, vielmehr ist unser Gebet eine flehentliche Hinwendung an Gott, der größer ist als all unser Verstehen, der für uns in den Tod gegangen ist, der uns neues Leben schenken will. Wir dürfen auf das Wort Jesu aus dem Evangelium vertrauen: „Was auch immer zwei von euch auf Erden einmütig erbitten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten.“

Zweitens, die freigebige Gabe: Wir sind auch aufgefordert, von dem zu geben, was wir haben, freigebig unsere Gaben zu teilen. Das muss nicht ausschließlich unser Geld sein, es können auch unsere Zeit, unsere Ideen, unser Knowhow sein. Die Realität von Corona ist allerdings, dass wir oft nur unser Geld teilen können, denn unsere Möglichkeiten, selbst zu helfen, sind massiv eingeschränkt. Wir können froh sein, dass unsere kirchlichen Hilfswerke alle mit starken Partnern in den betreffenden Ländern zusammenarbeiten, die vor Ort sind und dort, mithilfe unserer Spenden, den Menschen so beistehen können, wie es nötig ist. Erinnern wir uns: Der barmherzige Samariter hat letztlich dem Wirt Geld dafür gegeben, dass er den unter die Räuber Gefallenen versorgt hat. Unsere freigebige Gabe ist ein wichtiger Ausdruck unserer Solidarität.

Drittens, der Kontakt zu den Menschen: Nicht jeder von uns kennt Menschen in Asien, in Afrika, Lateinamerika, Osteuropa, in einer vom Virus besonders betroffenen Region. Aber wo dies der Fall ist, auch durch Projekte, die wir bereits unterstützt haben, kann ein Brief, eine E-Mail, eine Whatsapp-Nachricht ein wertvolles Zeichen der Solidarität sein. Die Menschen wissen lassen, dass wir sie nicht vergessen haben, dass wir an sie denken und für sie beten, kann schon viel bedeuten – und einen enormen Unterschied für die Betroffenen machen.

So, wie wir alle unterschiedliche Erfahrungen in der Corona-Krise gemacht haben und machen, so sind unsere Möglichkeiten, unser Mitgefühl mit den Menschen in anderen Ländern zu zeigen, vermutlich auch verschieden. Wichtig ist, dass wir uns anrühren lassen und geschwisterlich handeln.

Amen.